

Netzwerk statt Familie? Familienvorstellungen in der gemeindepädagogischen Arbeit

Vortrag am 27.3.2009 beim 9. Gemeindepädagogischen Symposium in Erfurt

„Zurück zur Familie? Religiöses Lernen in familialen Kontexten“

Liebe Kolleginnen und Kollegen,

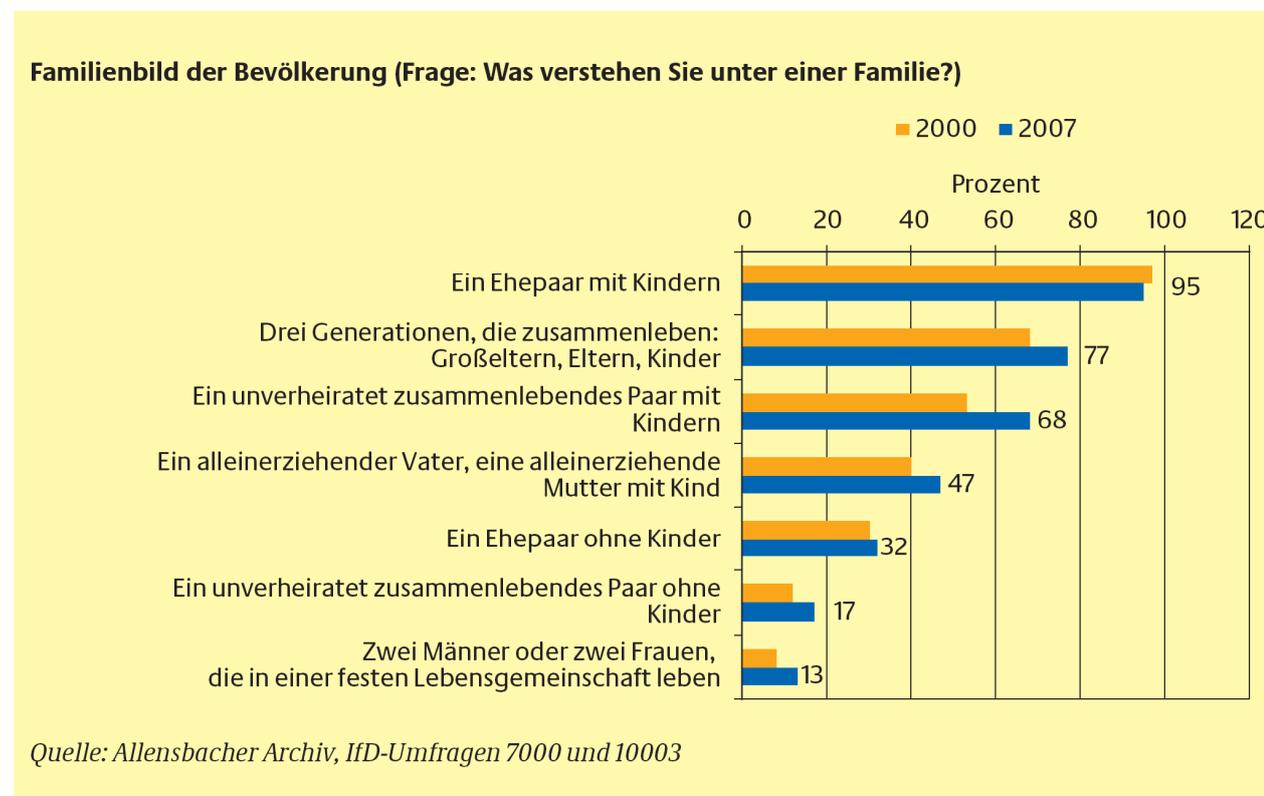
Der Titel meines Vortrages lautet „Netzwerk statt Familie? Familienvorstellungen in der gemeindepädagogischen Arbeit“. Ich möchte dabei einige allgemeinere Betrachtungen der in Gesellschaft und Kirche vorherrschenden Vorstellungen von Familie verbinden mit einem Blick in die von Gemeindepädagogen und Gemeindepädagoginnen verantwortete Arbeit mit Familien. Die interessante Frage ist also die nach den in Gesellschaft und Kirche vorherrschenden Bildern von Familie und wie sich diese in der gemeindepädagogischen Arbeit auswirken.

Der Vortrag ist untergliedert in drei Teile: 1) Beginnen möchte ich mit einigen grundlegenden begrifflichen Zugängen und Überlegungen zu den dominierenden Bildern von Familie, und wie diese ihre Umsetzung in einer konkreten familienpolitischen Maßnahme finden. 2) Anschließend soll gefragt werden, ob und wie sich dies auch in kirchlichen Vorstellungen und gemeindepädagogischen Arbeitsfeldern widerspiegelt. 3) Abschließend sollen die notwendigen konzeptionellen Konsequenzen zusammengefasst werden.

1. Familienvorstellungen

1.1 Kernfamilie und Familie als Netzwerk

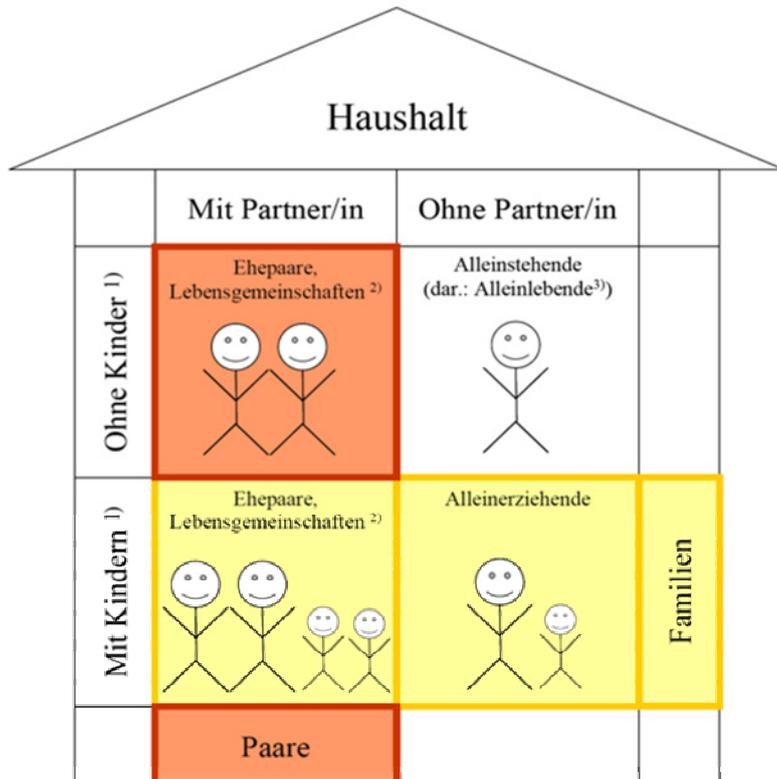
Zuerst einmal lässt sich feststellen, dass sich das Familienbild der bundesdeutschen Bevölkerung in den letzten Jahren kontinuierlich geweitet hat, wie ein Blick in den jüngst erschienenen Familienreport 2009 zeigt.¹



Man sieht auf dieser Grafik sehr gut, dass das traditionelle bürgerliche Familienideal des verheirateten Ehepaares mit Kindern nicht länger alleine die Vorstellungen der Menschen bestimmt. Vielmehr zählen daneben für viele heute auch unverheiratete Paare oder Alleinerziehende mit Kindern als Familie, und das mit deutlich gestiegener Tendenz innerhalb weniger Jahre. Aber auch zusammenlebende Menschen ohne Kinder werden teilweise als Familie angesehen, sei dies ein Ehepaar, aber auch gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften stellen für immerhin 13% der Befragten noch eine Familie dar.

Trotz dieser deutlichen Erweiterung des Familienbildes muss festgehalten werden: Nach wie vor wird Familie überwiegend als Eltern-Kind-Gemeinschaft und als konstante Lebens- und Haushaltsgemeinschaft gedacht.

Werfen wir zum Vergleich einen Blick in die amtliche Statistik. Obwohl der Mikrozensus in Anerkennung veränderter gesellschaftlicher Realität und Pluralisierung von Familienformen gerade sein Familienbild auf das sog. „Lebensformenkonzept“ erweitert hat, bleibt auch die neue Definition noch erstaunlich eng: „Die Familie im statistischen Sinn umfasst (...) im Lebensformenkonzept alle Eltern-Kind-Gemeinschaften ... mit ledigen Kindern im Haushalt.“²



„Die Familie im statistischen Sinn umfasst ... im Lebensformenkonzept alle Eltern-Kind-Gemeinschaften ... mit ledigen Kindern im Haushalt.“

Quelle: Mikrozensus 2007

Dabei müssen die Eltern nicht wie in der früheren Definition verheiratet sein, und auch Alleinerziehende mit Kindern sind Familie. Paare ohne Kinder jedoch werden hier nicht als Familie angesehen.

Betrachtet man das Bild des Mikrozensus, als Haus mit vier Zimmern, so bemerkt man schnell ein Problem. Die Konstruktion der bundesdeutschen Haushalte entlang der Achsen Elternschaft (heranwachsender Kinder) und Partnerschaft, macht deutlich, dass bestimmte Haushalts- bzw. Familienkonstellationen überhaupt nicht erfasst werden. So kann hier etwa ein Paar, welches ein Elternteil in der eigenen Wohnung pflegt, überhaupt nicht abgebildet werden. Hier fehlt also neben der ‚erziehenden Familie‘ die ‚pflegende Familie‘, immerhin werden in etwa jedem 10. bundesdeutschen Haushalt Angehörige gepflegt.³

Aber auch zusammenlebende Menschen *ohne* Generationengefälle, die *kein* Paar sind, etwa zusammenlebende Geschwister werden nicht abgebildet. Und ebenso Haushaltsgemeinschaften, die nicht verwandtschaftlich begründet sein müssen, sondern auch als „Wahlverwandtschaften“ durchaus „wahrgenommene Familien“ sein können, wie etwa Wohngemeinschaften, werden nicht erfasst.

Es bleibt also letztlich bei der Begrenzung des Familienverständnisses auf den gemeinsamen Haushalt und das Zusammenleben von Eltern mit heranwachsenden Kindern. Familie wird hier vordringlich als Reproduktions-, Sozialisations- und Erziehungsinstanz angesehen.

Der Familienreport 2009 hat einen etwas weiteren Familienbegriff als der Mikrozensus. Hier nimmt der Familienforscher Hans Bertram mit dem Begriff der „multilokalen Mehrgenerationenfamilie“ die Tatsache in den Blick, dass Familie mehr ist als die reine Haushaltsfamilie. Familiäre Kontexte werden hier auch auf das gesamte Verwandtschaftsnetz bezogen, es sind „örtlich verteilte Mehrgenerationenfamilien mit lebenslangen belastbaren Kontakten“⁴, die „Intimität auf Distanz“ und gegenseitige Unterstützungsleistung bieten. Hier kommt also Familie nicht nur als Haushaltsgemeinschaft und Erziehungsinstanz, sondern als nicht lokal begrenztes Netzwerk mehrerer Generationen in den Blick, wenngleich dieses Netzwerk noch als verwandtschaftlich begründet gilt.

Familiendefinitionen

Kernfamilie und Haushaltsfamilie:

- Eltern-Kind-Gemeinschaft
- Konstante Gruppe, Haushalts- und Lebensgemeinschaft
- Reproduktions-, Sozialisations- und Erziehungsfunktion

Netzwerkfamilie:

- Multilokale Mehrgenerationenfamilie, Intimität auf Distanz
- Verwandtschaftlich und freundschaftlich begründetes primäres Netzwerk
- Unterstützungs- und Stabilisierungsfunktion

Bei einer anderen Erhebung wird noch etwas Wesentliches deutlich. Horst Opaschowski konstatiert für die BAT Freizeitstiftung im vergangenen Jahr, die Familie sei den Deutschen „heilig“, mehr denn je zählt für viele an vorderster Stelle „die Stabilität der Familie (71%) (...) Und jeder zweite Bundesbürger ‘baut’ zusätzlich auf die eigenen Freunde (49%), vertraut ihnen und ihrer Verlässlichkeit.“⁵ Dieser hohe Stellenwert des Freundeskreises ist durchaus bemerkenswert und zeigt, dass über die engeren familiären und verwandtschaftlichen Bindungen hinaus ein umfassenderes, selbst gewähltes und gestaltetes tragfähiges soziales Netzwerk vielen Menschen besonders wichtig ist.

Was den Deutschen heilig ist Die Kirche liegt an letzter Stelle

Von je 100 Befragten sagen: „Das ist mir heilig!“:

Persönliches und Soziales



Werte und Moral



Religion und Kirche



Repräsentativbefragung von 2.000 Personen
ab 14 Jahren 2008 in Deutschland

STIFTUNG FÜR ZUKUNFTSFRAGEN
DEUTSCHE WIRTSCHAFTS UNIVERSITÄT ESSEN

Ein erstes Zwischenfazit sei an dieser Stelle gezogen: Eine Begriffseinengung auf die Haushaltsfamilie als konstante Lebensgemeinschaft sowie eine Eingrenzung der Familienmitglieder auf Eltern und Heranwachsende wird der Vielfalt der tatsächlichen Familienbeziehungen nicht gerecht. Familie muss also eher als Netzwerk verwandtschaftlich und freundschaftlich begründeter Kontakte gedacht werden.

1.2 Familienpolitische Maßnahmen: das Mehrgenerationenhaus

Lassen Sie uns einen Blick in die aktuelle bundesdeutsche Familienpolitik werfen. Sie alle kennen jenes familienpolitische Vorzeigeprojekt der Familienministerin von der Leyen: das Mehrgenerationenhaus.



Das Mehrgenerationenhaus als soziales Lebensmodell

- **Mehrgenerationenhäuser sollen Orte sein, in denen Kinder, Jugendliche, Erwachsene, Ältere und sehr Alte sich im Alltag häufig und selbstverständlich begegnen, sich helfen und voneinander lernen.**
- **Dadurch entsteht eine neue Form des generationsübergreifenden Austauschs außerhalb der Familien.**

(BMFSFJ 2007, Aktionsprogramm Mehrgenerationenhaus)

Dieses soll „die Vorteile und Leistungen und damit das Potenzial der familiären Netzwerke bewahren, stärken und in eine moderne Form übertragen“⁶, da die verwandtschaftlichen Netzwerke immer kleiner werden und häufig nicht in räumlicher Nähe vorhanden sind.

Mit dem Aktionsprogramm der Mehr-Generationen-Häuser, die seit einigen Jahren in Form einer Anschubfinanzierung über einige Jahre finanziell gefördert werden, soll ein besserer Zusammenhalt der Generationen verwirklicht werden: „Mehrgenerationenhäuser sollen Orte sein, in denen Kinder, Jugendliche, Erwachsene, Ältere und sehr Alte sich im Alltag häufig und selbstverständlich begegnen, sich helfen und voneinander lernen.“⁷ Dadurch soll eine neue Form des generationenübergreifenden Austauschs außerhalb der Familien stattfinden.

So gut dies klingt: Letztlich ist auch dieses Programm geprägt von einem bestimmten Familienbild – das was zuhause nicht mehr funktioniert, soll nun am anderen Ort im Mehrgenerationenhaus neu entstehen: die unter einem Dach lebende Mehr-Generationen-Familie unter Einbeziehung neuer Wahlverwandtschaften. Auch Mehrgenerationenhäuser setzen mit ihrem Angebot dabei aber letztlich gewisse engführende gesellschaftliche Tendenzen fort, z.B. die einer „vaterlosen Gesellschaft des Aufwachsens“.

Dies zeigen erste Ergebnisse der Wirkungsforschung, hier wird bspw. konstatiert: „Die ungleiche Geschlechterverteilung entspricht den bekannten Erfahrungen. Die Einrichtungen im familiären Kontext [Familienbildungsstätten, Mütterzentren etc. N.P.] sind grundsätzlich Orte für Frauen und Mütter. (...) Auch in Nachbarschaftszentren sind Frauen stärker beteiligt, lediglich in den Bürgertreffs ist der Anteil der Männer etwas höher“.⁸ Es fehlt in den Einrichtungen an männlichen Identifikationsfiguren, denn nicht nur die Teilnehmenden sind überwiegend Frauen, sondern auch unter den Haupt-, Neben- und Ehrenamtlichen ist der Männeranteil gering. Auch die Art der Angebote entspricht Männern häufig nicht. Sie nehmen zwar ab und an themenspezifisch teil, aber entwickeln keine engeren Zugehörigkeitsgefühle zur Einrichtung, wie dies bei Frauen der Fall ist.⁹ Tendenziell gilt: „Frauen, die nicht oder nur teilweise berufstätig sind, finden dort ‚ihren Ort‘, an dem sie die Isolation der Kleinfamilie verlassen können.“¹⁰

Die Mehrgenerationenhäuser schaffen es mehrheitlich dabei auch nicht, sog. ‚Risikofamilien‘ anzusprechen und einzubinden. „Diese haben im Allgemeinen Schwierigkeiten, sich selbst zu organisieren und suchen aus eigener Motivation selten fremde Institutionen auf.“¹¹ Die Einbindung von Risikofamilien würde statt der „Komm-Struktur“ der Mehrgenerationenhäuser eher eine „Geh-Struktur“ in die Familien hinein erfordern.¹²

Nach wie vor bestehen also bestimmte – durch Geschlecht, Bildung oder Einkommen bedingte – sozialstrukturelle Ungleichheiten fort, wenn Modelle wie das Mehrgenerationenhaus letztlich der Idee einer Mehrgenerationen-Familie unter einem Dach verhaftet bleiben, die gemeinsam Alltag lebt und gestaltet.

Zusammenfassend zeigt folgende Tabelle noch einmal wesentliche Unterschiede der beiden idealtypischen Formen einer Kern- und Haushaltsfamilie und einer größeren Netzwerkfamilie. Sie unterscheiden sich durch die Definition ihrer Familienmitglieder, ihrer Lokalität und Zeitlichkeit, hinsichtlich der dominierenden Beziehungsmuster sowie ihrer Funktion.

Kernfamilie / Haushaltsfamilie	Netzwerkfamilie
1. Mitglieder	
<ul style="list-style-type: none"> – Gemeinsam in einem Haushalt lebende Eltern-Kind-Gemeinschaft – Alle Mitglieder in direktem persönlichen Kontakt 	<ul style="list-style-type: none"> – Familie als verwandtschaftlich und freundschaftlich begründetes Netzwerk – Nicht alle Mitglieder in direktem persönlichen Kontakt
2. Lokalität und Zeitstruktur	
<ul style="list-style-type: none"> – Lokale Orientierung, räumliche Nähe, Vertrautheit und Überschaubarkeit – Alltägliches Handlungsmuster: Gemeinsam gelebter Alltag 	<ul style="list-style-type: none"> – Regionale und multilokale Orientierung, unterschiedlich geprägte Orte – Nicht-alltägliches Handlungsmuster: Gesellung von Fall zu Fall
3. Beziehungsmuster	
<ul style="list-style-type: none"> – Dichte, verbindliche Beziehungen – Tendenz zur Geschlossenheit – Milieu- und Schichtenhomogenität – Klare Rollenverteilung 	<ul style="list-style-type: none"> – Vielfältige, offene, weniger dichte Beziehungen – Tendenz zur Offenheit – Größere Milieu- und Schichtenheterogenität – Rollendiffusion und –offenheit
4. Funktion	
<ul style="list-style-type: none"> – Reproduktions-, Sozialisations-, Erziehungsfunktion – Konstanter Rückhalt, emotionale Sicherheit – Hohe soziale Kontrolle: fördern und fordern Konformität – Hindernis in Situationen der Neuorientierung 	<ul style="list-style-type: none"> – Unterstützungs- und Stabilisierungsfunktion – Rückfallposition in Notlagen – Nähe auf Distanz; verbleibende Zonen der Diskretion und Unverbindlichkeit – Bereitstellung von Optionen
	
KERNGEMEINDE	NETZWERKGEMEINDE

Die gemeinsam gelebte Haushaltsfamilie hat zwar wesentliche Funktionen, zeichnet sich durch dichte Beziehungen, konstanten Rückhalt aus und sind klar überschaubar. Zugleich können sich enge Familienkonstellationen durch erhöhte soziale Kontrolle auszeichnen, fördern und fordern Konformität und tendieren zu stärkerer Korrektur und Sanktionierung von Abweichungen. Größere Netzwerke, in die Familien eingebunden sind, können zwar eine geringere Verbindlichkeit mit sich bringen, können aber zugleich vielfältigere Beziehungsmöglichkeiten, mehr Alternativen u. Orientierungsmuster bieten.¹³

Mit dem Konzept des *Netzwerkes* kommt in den Blick, dass die verschiedenen Formen von Familie *als* primäres Netzwerk über den eigenen Haushalt hinaus als Verwandtschaftsnetz selbst wiederum eingebunden sein können *in* ein größeres Netzwerk¹⁴. Frank Nestmann unterscheidet hier zwischen „Familie *als* Netzwerk“ und „Familie *im* Netzwerk“¹⁵.

2. Gemeinde und Familie

Ob sich Gemeinden als hilfreiche Erweiterungen der familiären Kontakte erweisen oder nicht, hängt nicht unwesentlich mit den vorherrschenden Gemeindebildern zusammen. Man kann die in der obigen Tabelle aufgeführten Merkmale von Kernfamilie und Netzwerkfamilie unschwer auf Vorstellungen von Kerngemeinde und Gemeinde als Netzwerk übertragen.

2.1 Gemeinde als Familie?

Nicht selten wird die Gemeinde als Großfamilie beschrieben. Wie in einem „Themenheft Gemeindearbeit“ aus den 1990er Jahren wird dann gefragt: „Kann die kirchliche Gemeinde etwas von der Funktion übernehmen, die früher selbstverständlich die Großfamilie erfüllte?“¹⁶ Vielfach leben die Vorstellungen eines gelingenden Gemeindelebens - ähnlich wie beim Mehrgenerationenhaus - von der Idee, in einem Gemeindehaus sollten mehrere Generationen unter einem Dach leben. Wenn schon nicht immer alle Familienmitglieder gleichzeitig anwesend sind, so müsse man sich zumindest im gemeinsamen Gottesdienst treffen – hier drängen sich unschwer Analogien zu den familiären Mahlzeiten auf.

Das Ausscheren einer Gruppierung – etwa der Jugendlichen – wird im Gemeindeleben häufig ebenso skandalisiert oder doch zumindest missfällig beurteilt, wie deren Abwesenheit beim Familienfest im privaten Rahmen. Man erwartet, dass sie sich anständig benehmen, mithelfen, die Gäste zu bewirten usw. Auch kirchenfernen und -distanzierten Menschen wird zwar nicht grundsätzlich die Mitgliedschaft in der christlichen Gemeinde als Familie abgesprochen, doch diejenigen, die sich nicht zumindest hin und wieder bei gemeindlichen Anlässen zeigen, werden leicht zu den „schwarzen Schafen“ der Familie, die sich bestimmten Verhaltenserwartungen entziehen.

Häufig wird also Gemeinde als familiäre Gemeinschaft, als eine verdichtete, überschaubare Lebens- und Glaubensgemeinschaft angesehen. Eine der wesentlichen Aufgaben kirchlicher Bildungsarbeit wird dann in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen gesehen. Auch das EKD-Papier ‚Kirche der Freiheit‘ beschreibt die „Weitergabe des Evangeliums an die nächste Generation“ als vordringlich.¹⁷ Deshalb sollen in den Gemeinden „die religiöse Bildungsarbeit in Kindertageseinrichtungen, Kinder- und Jugendarbeit sowie Konfirmandenarbeit (...) neue Priorität erhalten.“¹⁸ So wird dann auch leicht Gemeindesozialisation in Analogie zur familiären Sozialisation zur vordringlichen Aufgabe: Hineinwachsen in einen bestimmten, gemeindlichen Lebensstil, in ein bestimmtes familiäres Handlungsschema.

Nicht selten findet man Formulierungen in Stellenausschreibungen für Gemeindepädagoginnen und -pädagogen wie die folgende: „Beschreibung des Aufgabenfeldes: die konzeptionelle Weiterentwicklung und Fortführung einer innovativen, *gemeindeaufbauenden* Jugend- und Familienarbeit (...) *Integration* der Jugendarbeit in den Gesamtvollzug des Gemeindelebens“.

Wenn ich also – zugegebenermaßen leicht überspitzt, nichtsdestoweniger aber nach wie vor realitätswirksam – Gemeinde als familiäre Gemeinschaft beschrieben habe, so muss einem weiteren Aspekt Aufmerksamkeit geschenkt werden: den „Eltern“ der Familie und der Rollenverteilung in der als Familie gedachten Gemeinde. Betrachten wir uns dazu einmal folgendes Bild, das Martin Luther im Kreise seiner Familie zeigt.¹⁹



Solche Bilder sind zum einen immer noch wirklichkeitsmächtig bei heutigen Vorstellungen eines idealen Pfarrhaushaltes. Im übertragenen Sinne prägen solche Bilder m.E. aber auch das Miteinander kirchlicher Berufsgruppen. In diesem Bild wird oft dem Pfarrer die führende, leitende, strenge, aber auch gerechte Vaterrolle zugeschrieben – er gibt, wie hier auf dem Bild, den Ton an. Betrachtet man neuere Beschreibungen des jüngst wieder vehement als zentralen kirchlichen Schlüsselberuf hervorgehobenen Pfarrberufes, so sind es vor allem jene eher männlich konnotierten Tätigkeiten:

Die Pfarrer, so ‚Kirche der Freiheit‘, sind diejenigen, die „für alle Mitarbeitenden Führungsfähigkeiten“ mitzubringen haben, sie sind jene, die die zentralen „Leitungs- und Leitungsaufgaben“ in der Gemeinde innehaben.²⁰ Den Gemeindepädagoginnen wird eher die fürsorgliche, erziehende Mutterrolle zugedacht. Ich selbst habe noch in den 1990er Jahren als Gemeindepädagogin von einem Kirchenvorsteher die Aussage zur Kenntnis nehmen müssen, er sei sehr erfreut, dass nun nach meinem Vorgänger, einem Mann, wieder eine Frau die Stelle versehe, weil Frauen eben die Erziehung der Jugend einfach in den Genen liege.

Meines Erachtens ist es kein Zufall, dass der gemeindepädagogische Beruf – ähnlich wie alle anderen Sozial- und Erziehungsberufe unserer Gesellschaft – nach wie vor weiblich dominiert ist und von eher geringem gesellschaftlichen Prestige und geringerer Bezahlung. So Kerstin Feldhoff: „Als typisch weiblich geltende Anforderungen eines Berufes wie z.B. soziale Kompetenz werden nicht bzw. geringer bewertet als Voraussetzungen wie z.B. Verantwortung, die eher Männern zugeschrieben werden“.²¹

Das, was in der Entstehungsphase der sozial-pädagogischen und sozial-diakonischen Berufe vor gut 100 Jahren einen emanzipativen Charakter hatte, die sog. „geistige Mütterlichkeit“²², schlägt heute um in eher kontraproduktive Vorstellungen dieser sozialen Frauenberufe. An der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert versprach der Leitbegriff neue Ausbildungen und berufliche Orientierungen für Frauen, indem, so eine zeitgenössische Autorin „die geistige Mütterlichkeit mit ihrer pflegenden Kraft, ihrer wärmenden Liebe sich nicht allein an die eigene Kinderstube, nicht allein an die physische Mütterlichkeit bindet; sondern dass überall, wo Hilfsbedürftige sind an Leib und Seele, die Frau auch außerhalb des Hauses zum mütterlichen Wirken berufen ist, wenn keine eigenen Familienbande sie fesseln oder ihre Zeit genügend ausfüllen können.“²³ In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wird diese Idee geistiger Mütterlichkeit zu einer quasi geschlechtsneutralen Mütterlichkeit erweitert – auch wenn sie von Männern ausgeübt wird – , so etwa bei Hermann Nohl, für den die mütterliche Haltung Grundlage *aller* pädagogischen Arbeit darstellte.²⁴

Zwar wird heutzutage der Mütterlichkeitsbegriff eher vermieden, stattdessen finden wir Begriffe wie Geduld, Fürsorglichkeit und Beziehungsarbeit als Beschreibung sozial- und gemeindepädagogischer Tätigkeit. Häufig ist es auch, so Burkhard Müller, das „Zusammenleben im Alltag“ welches ein typisches Handlungsschema darstellt. „Müller vermutet, beim Berufspraxis-Typ des ‚Zusammenlebens‘ kämen die Akteure nicht daran vorbei, Familie zu wiederholen: motivational, funktional, strukturell“.²⁵

Ein weiterer Punkt ist in diesem Zusammenhang einer Bemerkung wert. Das Problem der sozialen Frauenberufe findet auch seinen strukturellen Niederschlag in der Tatsache, dass sich solche Vorstellungen quasmütterlicher Erziehungs- und Fürsorgearbeit, in der in den letzten Jahren eher steigenden Anzahl geringfügiger Beschäftigungsverhältnisse widerspiegeln. Zunehmend werden bspw. für gemeindliche Kindergruppen geringfügig Beschäftigte gesucht. Als Ausbildung ist dann bisweilen ein gemeindepädagogischer Grundkurs völlig ausreichend, wenn nicht gar eine spezifische Ausbildung sogar als verzichtbar angesehen wird.

Hier haben wir es mit bedenklichen Umkehrungen der Professionalisierungsgeschichte der gemeindebezogenen Berufe zu tun, die ehemals entstanden aus Fortbildungskursen für ehrenamtliche Frauen hin zu Fachhochschulstudiengängen – mittlerweile scheint aufgrund der Stellensituation in einigen Landeskirchen eine befriedigende lebenslange Vollzeit-Beruflichkeit im gemeindepädagogischen Arbeitsfeld wieder schwieriger zu werden. Übrigens ist dies auch ein Problem der Familienbildungsstätten oder Mehrgenerationenhäuser, deren Angebote zum überwiegenden Teil von nebenberuflichen, weiblichen Honorarkräften geleistet werden.

2.2 Gemeindepädagogische Arbeit mit Familien

Werfen wir nun noch einen Blick in konkrete gemeindepädagogische Arbeitsfelder. Eine Untersuchung zur Arbeit mit Familien in Hessen und Nassau aus dem Jahre 2003 konstatiert: „Familienarbeit ist im gemeindepädagogischen Dienst mit steigender Tendenz zu einer Selbstverständlichkeit geworden. Je länger eine Mitarbeiterin bzw. ein Mitarbeiter im Dienst ist, umso häufiger wird auch mit Familien gearbeitet. (...) Fast 2/3 der Befragten (64,2%) gibt an, Familienarbeit zu leisten.“²⁶ Es kam dabei in den letzten Jahren zu einer

deutlichen Ausweitung der in den meisten Dienstanweisungen dominierenden Kinder- und Jugendarbeit auch auf die Zielgruppe der Familien. Doch wie sieht die Arbeit konkret aus?

Zuerst einmal lässt sich feststellen, dass die Zielgruppe der Eltern mit Kleinkindern deutlich dominiert gegenüber Eltern mit Kindern im Schulalter bis 12 Jahren, Eltern mit Kindern in der Pubertät oder Adoleszenz kommen fast überhaupt nicht in den Blick. Zudem überwiegt eindeutig die Arbeit mit Müttern gegenüber der mit Vätern. Auch Großeltern kommen als Zielgruppe kaum in den Blick.

Der Schwerpunkt der Arbeit weist nach wie vor eine starke *pädagogische* Akzentuierung auf. Es gibt kaum Ansätze, in denen eher *diakonische* Akzentuierungen im Vordergrund stehen, Beratung und Einzelfallhilfe, oder eine dezidierte Gemeinwesenorientierung mit auch politischer Zielsetzung.

Es dominiert deutlich eine starke Mittelschichtorientierung. Es finden sich etwa kaum Angebote für sozial benachteiligte Familien, gesellschaftliche Problemlagen, die den Alltag von Familien belasten und prägen, wie etwa Arbeitslosigkeit, sind kaum Thema.

Die Veranstaltungsformen hingegen sind erstaunlich breit gefächert. Neben gemeindlich angebundenen Gruppen, die den familiären Alltag begleiten und unterstützen, spielen punktuelle Veranstaltungen eine große Rolle: insbesondere Freizeiten und Feste. Diese Veranstaltungen, die als intensive, punktuelle Erfahrungen bewusst ein Gegengewicht zum familiären Alltag bieten wollen sind jene, die auch von kirchendisanzierteren Menschen gerne in Anspruch genommen werden.

Letztlich bleibt es jedoch bei einer Komm-Struktur, die darauf setzt, dass Familien für sie konzipierte Angebote im kirchlichen Umfeld aufsuchen. Das Gemeindehaus, die Gemeinderäume bleiben die Haupt-Veranstaltungsorte. Und insgesamt kommt es in der gemeindepädagogischen Arbeit wenig zu Vernetzungen mit anderen Einrichtungen oder Hauptberuflichen in der Region oder im Stadtteil.

Mehrheitlich benannten die Gemeindepädagoginnen in der hessen-nassauischen Fragebogenerhebung mit deutlichem Abstand vor „gemeindebezogenen“ oder „glaubensbezogenen“ Zielen „familienbezogene“ Ziele ihrer Arbeit, etwa gemeinsames Erleben und Begegnung oder Unterstützung familiärer Lernprozesse. Obwohl glaubensbezogene Ziele, etwa als Stärkung der religiösen Erziehungspraxis oder Einladung zum christlichen Glauben, eine untergeordnete Rolle spielen, ist festzustellen, dass erstaunlicherweise die Arbeitsform Gottesdienst bei über 2/3 der befragten Gemeindepädagogen häufiger vorkommt – oft eingebettet in den Zusammenhang der sonstigen Arbeit mit Familien, etwa als freiwilliges Angebot auf einem Familienwochenende – diese werden gut angenommen und positiv bewertet.

Wenn eingebettet in gemeindepädagogische Kontexte die religiöse Sprachfähigkeit und Erziehungskompetenz gestärkt wird und eine engere Bindung an die Ortsgemeinde entsteht, so ist dies ein nicht unerwünschter Nebeneffekt, aber nicht zentrales Handlungsmuster der Hauptberuflichen. Diese betonen mehrheitlich ausdrücklich, Familien sollten „nicht primär Objekt des Gemeindeaufbaus“ sein²⁷.

Obwohl insgesamt den Gemeindepädagogen und -pädagoginnen seitens der Anstellungsträger nur wenige Steine in den Weg gelegt werden, so ergeben sich in einigen Fällen immer dann kritische Anfragen, wenn die in den Blick genommene Zielgruppe nicht auch im kerngemeindlichen Leben sichtbar wird.

So stieß etwa die Idee eines Gemeindepädagogen, auf Anfrage von Gemeindegliedern bei der Gestaltung von privaten Kinder- und Familienfesten beratend und mitgestaltend tätig zu sein, auf wenig Gegenliebe seines Kirchenvorstandes. Oder von einem Kirchenvorstand wird bemängelt, dass eine Gemeindepädagogin so viel Arbeitszeit auf die Organisation großer Familienfeste aufwendet für Teilnehmende, die man sonst in der Gemeinde nicht zu Gesicht bekomme.

Insgesamt ließ sich feststellen, dass insgesamt die gemeindepädagogische Arbeit mit Familien gut angenommen wird und gelingt. Nichtsdestotrotz werden Engführungen sichtbar, bspw. bei den in den Blick genommenen familiären Konstellationen und Milieus.

Die vorhandenen Schwerpunktsetzungen hängen m.E. vor allem mit zwei Faktoren zusammen. Zum einen ist die Ausweitung der in den meisten Dienstanweisungen dominierenden Arbeit mit Kindern und Jugendlichen vielfach den kirchlichen Anstellungsträgern plausibel, wenn es sich um die Zuwendung zu Familien mit Kindern handelt. Gänzlich unplausibel erscheint hingegen eine völlige Verlagerung des Arbeitsschwerpunktes bspw. auf die Arbeit mit pflegenden Familien.

Zum anderen scheint ein Problem darin zu bestehen, dass die von Gemeindepädagoginnen und -pädagogen verantwortete Arbeit mit Familien häufig Ausdruck eigener biografischer Veränderungen ist. Es gibt deutliche Hinweise darauf, dass in vielen Fällen nicht konzeptionelle Erwägungen dazu führen, sich Familien als Zielgruppe zuzuwenden, sondern eine Veränderung der eigenen, privaten Lebenssituation. Ludwig Metzger konstatiert bei der Auswertung der hessen-nassauischen Erhebung, dass alle 13 Gemeindepädagoginnen und -pädagogen, die sich mit einem eigenen Praxisbericht an dem Projekt beteiligten oder interviewt wurden selbst Familien mit Kindern haben und in der Regel für die Zielgruppe, die dem Alter der eigenen Kinder entspricht, Veranstaltungen anbieten.²⁸

Einige Zitate aus Praxisberichten können dies illustrieren²⁹. So berichtet eine Gemeindepädagogin: „Mehrere Faktoren trugen dazu bei, die Arbeit mit Familien zu verstärken: entstehende Kontakte zu anderen Familien *aufgrund derselben persönlichen Lage; größeres Verständnis für familiäre Problemlagen (...)*“

Und ein Dekanatsjugendreferent berichtet: „Also ich war ja selbst anderthalb Jahre im Erziehungsjahr und nachdem ich mir irgendwie den Frust in diesen Mutter-Kind-Kreisen geholt hatte, da hab ich gesagt, da müsste man irgendwas anders machen und ich hab' also angefangen mit einer Vater-Kind-Arbeit, die jetzt sieben Jahre Bestand hat. *Die sich natürlich verändert hat, weil unsere Kinder älter geworden sind*“.

Nicht selten werden aus der Phase der Elternzeit heraus Angebote für Familien entwickelt, oft zuerst ehrenamtlich, später dann integriert in die eigene hauptberufliche Tätigkeit. Es ist also einerseits die Veränderung der Lebenssituation, die zu einer größeren Aufmerksamkeit für Familien führt. Aber auch die Probleme, die Gemeindepädagoginnen selbst mit der Vereinbarkeit von Beruf und Familie haben, führen nicht selten dazu, sich neue Arbeitsbereiche zu erschließen. So berichtet eine Gemeindepädagogin in einem Interview, wie praktisch es sei, dass sie ihre Tochter in fast alle der von ihr verantworteten Veranstaltungen für Kinder und Familien mitnehmen könne.

Das Einbeziehen der eigenen Familie, zumindest aber der eigenen Kinder, in den Arbeitszusammenhang erschwert es einerseits, sich gänzlich anderen Milieus und familiären Konstellationen als der eigenen zuzuwenden. Andererseits verfestigt es die Vorstellung, Gemeinde sei eine große Familie und man selbst darin ein zentrales Mitglied. Dies erschwert eine professionelle Haltung, die notwendigerweise zwischen Privat- und Berufsleben trennen sollte.

Nicht selten haben die Hauptberuflichen selbst jedoch genau dieses Bild von Gemeinde als Großfamilie. Und so werden die derzeitigen Tendenzen zur Regionalisierung der gemeindepädagogischen Arbeit bisweilen ausgesprochen kritisch gesehen, fürchtet man doch dadurch aus dem quasi-familiären Handlungsschema der Ortsgemeinde ausgeschlossen zu werden und eben die eigene gemeindlich-familiäre Beheimatung zu verlieren.

Zusammenfassend lässt sich festhalten: Auch wenn die bisherige gemeindepädagogische Arbeit mit Familien vielfach überzeugt, die Angebote und die Art ihrer Gestaltung sind meist noch eher zufällig. Metzger fasst den Befund wie folgt zusammen: „Es fehlt eine Reflexion des gesamten Feldes der Arbeit mit Familien“.³⁰

Wenn die Arbeit mit Familien sich jedoch weiterhin so eher zufällig, abhängig von biografischen Entwicklungen der Hauptberuflichen und ohne Gesamtkonzeption erfolgt, besteht die Gefahr der Verfestigung bestimmter enger Familien- und Gemeindevorstellungen mit teilweise kontraproduktiven Tendenzen. Zumindest aber kommt es zu gewissen Einseitigkeiten, indem bestimmte Familienkonstellationen, Lebenslagen, Altersgruppen, Milieus usw. einseitig gefördert, andere jedoch völlig vernachlässigt werden.

Erforderlich ist eine Neudefinition der beruflichen Rolle in einem umfassenderen, regional orientierten Netzwerk. Allerdings darf dabei familienorientierte Netzwerkarbeit gerade nicht einer „Sozialromantik der kleinen Netze“³¹ erliegen.

3. Gemeindepädagogische Netzwerkarbeit

Bereits 1987 warnt Wolf Eckart Failing im Gemeindepädagogischen Kompendium: „Unter den gegebenen Bedingungen einer weitergehenden gesellschaftlichen Öffnung der Familie erweisen sich solche theologisch-kirchliche Traditionen als besonders hinderlich, die die Familie (wie auch die Gemeinde) primär als ‚Gemeinschaft‘ verstanden und in einen ausdrücklichen Gegensatz zur Gesellschaft rücken. Sie werden kaum in der Lage sein, einen tragfähigen gemeindepädagogischen Rahmen für heutige Arbeit zu bilden, weil sie die Möglichkeiten dieser erweiterten Familie nicht konstruktiv aufnehmen können.“³²

Es ist dabei nicht die Übertragung des Familienbildes auf die christliche Gemeinde an sich das Problem, sondern nur in einer bestimmten, eng geführten Form als alltägliche Lebensgemeinschaft. Gerade weil primäre Netzwerke wie Familie und Verwandtschaft zur Reproduktion sozialer Ungleichheiten, Schichtzugehörigkeiten etc. tendieren³³, müsste Gemeinde als Netzwerk die Schwächen der privaten Netzwerke ausgleichen helfen, und nicht deren vorhandene Engführungen fortführen.

Gerade Bindungen in größeren, offeneren Netzwerken sind zwar schwächer ausgeprägt als familiäre Bindungen, doch haben sie gerade dadurch auch ihre eigenen Stärken, so Frank Nestmann: „Gerade in Phasen von Veränderungen im Lebenszyklus, von Neuorientierung und Aneignung neuer Rollen tendieren enge Netzwerke – insbesondere familiäre zur Konservierung von Bestehendem und zur Tradierung bisheriger Lebensweisen und Verhältnisse, während schwache Bindungen den Blick und den Zugriff auf Optionen ‚jenseits des Tellerrandes‘ fördern.“³⁴

Auch in größeren Netzwerken kann Verbindlichkeit entstehen, die über viele Jahre trägt. Allerdings muss Abschied genommen werden von der Vorstellung, alle Mitglieder müssten dauerhaft gemeinsam leben. Zudem verkennt hier das Bild von Gemeinde als Familie auch grundlegend, dass es für eine Familie geradezu dysfunktional ist, wenn sie nicht darauf hinarbeitet, dass die heranwachsenden Familienmitglieder selbstständig werden, das Haus verlassen, um so ihren eigenen Weg im Leben zu gehen. Gleichwohl kann es Anliegen sein, Menschen in ein tragfähiges größeres Netzwerk einzubinden, in dem aber nicht alle Mitglieder zu jeder Zeit in direktem persönlichem Kontakt miteinander stehen müssen.

Überträgt man die Netzwerkperspektive auf Gemeinde, dann kommen einem leicht jene Diskussionen um die „Gemeinde der Gemeindepädagogik“ in den Sinn, wie sie von Anfang an in der Gemeindepädagogik geführt wurden. Wir alle kennen etwa jene Bilder von Karl Foitzik von der Gemeinde als „Karawanserei“, oder von Roland Degen von der Gemeinde als „Denk- und Tankstelle“.

Ihnen gemeinsam ist, dass sie Orte auf Zeit beschreiben, Orte, an denen manche dauerhaft verweilen und dort bestimmte Aufgaben wahrnehmen (wie etwa der Tankwart), andere aber nur Rast machen und auftanken, ihre Erfahrungen austauschen und sich dann wieder gestärkt auf die Reise machen. In unserer Gesellschaft brauchen wir ein solches flächendeckendes Netz von Denk- und Tankstellen, aber wer von uns möchte schon, dass der Tankwart sich mit uns auf die Urlaubsreise begibt.

Gemeinde als Netzwerk lebt ganz zentral davon, dass der Kontakt und Austausch zwischen Einzelnen und Gruppen immer wieder in Gang kommt und in Gang bleibt. Dazu bedarf es der Moderation, und dies müsste zur zentralen Aufgabe hauptberuflicher Gemeindepädagoginnen und -pädagogen werden. Dies bedeutet eine Verlagerung des Schwerpunkts hauptberuflicher gemeindepädagogischer Arbeit von der hauptberuflich durchgeführten Gruppenpädagogik hin zur Ermöglichung und Unterstützung von Selbsthilfe und Ehrenamt durch Vernetzung, Koordination, Kooperation, Beratung und Bereitstellung von Ressourcen. Dies bedarf auch einer verstärkten Aufmerksamkeit für Information und Öffentlichkeitsarbeit.

Gemeindepädagogische Netzwerkarbeit sollte dabei mind. drei Aspekte im Blick haben:

- 1) Vernetzung mit anderen gesellschaftlichen Akteuren im Gemeinwesen
- 2) Vernetzung mit anderen kirchlichen Einrichtungen und Angeboten – bspw. Familienbildungsstätten
- 3) Vernetzung als Vermittlung von Unterstützungsleistungen und Interessen – hier haben neuere Modelle wie etwa die Vermittlung von Ausbildungs-Patenschaften oder Wunsch-Großeltern ihren Platz, die nicht in erster Linie auf die Entstehung von Gemeindegruppen als dauerhafte Gemeinschaften setzen, sondern auf die Vernetzung von Menschen mit ähnlichen oder komplementären Interessen.

Neuere Modelle, wie jene, die uns im Anschluss in den Workshops vorgestellt werden, setzen hier solche anderen Schwerpunkte. Ich glaube, dass Veränderungen der gemeindepädagogischen Arbeitsfelder von solchen gelingenden Modellen mit Anregungs- und Vorbildcharakter leben. Viel stärker als dies bislang der Fall ist, müssten solche Modelle daher systematisch dokumentiert und konzeptionell gefasst werden – eine m.E. für die Zukunft noch anstehende Aufgabe.

¹ Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.), 2009, Familienreport 2009, Berlin, S. 28

² Statistisches Bundesamt (Hg.), 2008, Bevölkerung und Erwerbstätigkeit: Haushalte und Familien - Ergebnisse des Mikrozensus 2007 - Fachserie 1 Reihe 3, Wiesbaden, S. 6

³ Immerhin 68 % aller Pflegebedürftigen wurden 2005 zu Hause gepflegt, 2/3 davon alleine durch Angehörige. Vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.), 2009, a.a.O., S. 31

⁴ Ebd., S. 30

⁵ Forschung aktuell (Newsletter der Stiftung für Zukunftsfragen), Ausgabe 209, 29. Jahrgang, 17.10.2008. URL: <http://www.stiftungfuerzukunftsfragen.de/de/forschung/archiv/2008/forschung-aktuell-209-29-jg-17102008.html>

⁶ Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.), 2007, Starke Leistung für jedes Alter. Das Aktionsprogramm Mehrgenerationenhäuser, Berlin, S. 3. URL: http://www.mehrgenerationenhaeuser.de/coremedia/generator/mgh/de/_Downloads/Konzept_Aktionsprogramm_MGH.pdf.pdf

⁷ Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.), 2007, a.a.O., S. 4.

⁸ Angelika Diller, Mehrgenerationenhäuser – intergenerative Aktivitäten in unterschiedlichen Institutionstypen. Recherchebericht im Auftrag des BMFSFJ, München, Deutsches Jugendinstitut, 2006, S. 157. URL: http://www.mehrgenerationenhaeuser.de/coremedia/generator/mgh/de/_Downloads/DJI_MGH_Abschlussbericht.pdf

⁹ Vgl. ebd.

¹⁰ Ebd. S. 157 f.

¹¹ Vgl. ebd. S. 174

¹² Vgl. etwa Programme wie Opstapje, siehe unter: <http://www.opstapje.de/>

¹³ Vgl. Frank Nestmann, 1997, Familie als soziales Netzwerk und Familie im sozialen Netzwerk, in: Lothar Böhnisch und Karl Lenz (Hg.), Familien. Eine interdisziplinäre Einführung, Weinheim und München, S. 213-234

¹⁴ Vgl. ebd. S. 214 ff.

¹⁵ Ebd. S. 214

¹⁶ Vgl. „Themenhefte Gemeindegarbeit“, Heft 3/1994, „Familien in der Singlegesellschaft“

¹⁷ Kirchenamt der EKD (Hg.), 2006, Kirche der Freiheit: Perspektiven für die evangelische Kirche im 21. Jahrhundert, Hannover, S. 79.

¹⁸ Ebd.

¹⁹ Gustav Adolf Spangenberg „Luther im Kreise seiner Familie musizierend“, um 1875. Bildquelle: http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Datei:Luther_im_Kreise_seiner_Familie_musizierend.jpg&filetimestamp=20100127051051

²⁰ Kirchenamt der EKD (Hg.). a.a.O., S. 72 f.

²¹ Kerstin Feldhoff, 2006, Soziale Arbeit als Frauenberuf – Folgen für sozialen Status und Bezahlung?! in: Margherita Zander, Luise Hartwig und Irma Jansen (Hg.): Gender und Soziale Arbeit, Wiesbaden, S 33-55: 33

²² Vgl. hierzu Sabina Larcher, 2004, Mütterlichkeit, in: Dietrich Benner und Jürgen Oelkers (Hg.), Historisches Wörterbuch der Pädagogik, Weinheim und Basel, S. 700-723

²³ Henriette Schrader-Breyman zitiert nach Sabina Larcher, a.a.O., S. 718 f.

²⁴ Vgl. Sabina Larcher, a.a.O., S. 721

-
- ²⁵ Burkhard Müller zitiert nach Heike Fleßner, 1994, Mütterlichkeit als Beruf - historischer Befund oder aktuelles Strukturmerkmal sozialer Arbeit? (Vortrag zur Habilitation am 14.10.1994), S. 24.
URL: http://docserver.bis.uni-oldenburg.de/__publikationen/bisverlag/unireden/ur68/urede68.pdf
- ²⁶ Horst Peter Pohl, 2003, Familienarbeit im gemeindepädagogischen Dienst, in: Projektgruppe Familie und Lebenswelten (Hg.), Familie – Leben – Lernen. Dokumentation evangelischer Familienbildungsarbeit im gemeindepädagogischen Dienst und in den Familienbildungsstätten der EKHN, Darmstadt, S. 23-30: 25
- ²⁷ Vgl. ebd. S. 28
- ²⁸ Ludwig Metzger, 2003, Familien im Blickfeld von Gemeindepädagoginnen und Gemeindepädagogen, in: Projektgruppe Familie und Lebenswelten (Hg.), a.a.O., S. 46
- ²⁹ Unveröffentlichtes Material aus dem hessen-nassauischen Forschungsprojekt
- ³⁰ Ludwig Metzger, a.a.O., S. 47
- ³¹ Silvia Staub-Bernasconi, zitiert nach: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.), 2006, Sozialpädagogische Familienhilfe in der Bundesrepublik Deutschland, Onlinepublikation
URL: <http://www.bmfsfj.de/Publikationen/spfh/root.html>
- ³² Wolf-Eckart Failing, 1987, Religiöse Erziehung in der Familie, in: Gottfried Adam und Rainer Lachmann (Hg.), Gemeindepädagogisches Kompendium, Göttingen, S. 199-232: 208
- ³³ Vgl. Michael Galuske, 2009, 8. Auflage, Methoden der Sozialen Arbeit, Weinheim und München, darin das Kapitel „Soziale Netzwerkarbeit“, S. 306-315.
- ³⁴ Frank Nestmann, a.a.O. S. 220f.

Prof. Dr. Nicole Piroth
Fachhochschule Hannover (FHH)
Fakultät V - Diakonie, Gesundheit und Soziales
Abteilung Religionspädagogik und Diakonie
Blumhardtstraße 2, 30625 Hannover